

Vor Thorschluss

Autor(en): Rudolf Kelterborn

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1899

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/7385272d-932d-4acb-b08c-fd0687463018>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Vor Schluß.

Plauderei über den Basler Dialekt.

Von

R. Kelterborn.



Der unaufhörliche Wechsel alles bestehenden ist nichts anderes als ein Wechsel auf die Ewigkeit, in welcher wir einst das Beharrende zu treffen hoffen. Ist unsere Kleidung als Gewand des Leibes aufzufassen, so dürfen wir unsere Sprache als Hülle unserer Gedanken betrachten; und so wie die lokale Kleidung unter dem Namen Tracht dem Bewohner einer Gegend Charakter verleiht, so die Lokalsprache unter dem Namen Dialekt; desgleichen auch, wie die Trachten in der Gegenwart mehr und mehr verschwinden, so verschwinden bei der gegenwärtigen Macht der Verkehrsmittel die Dialekte. Wie nun ein pietätsvolles Gemüt, dem die Wurzel so viel oder mehr gilt als Blatt oder Blüte, sich unsere Väter und Vorväter wenigstens bildlich gerne in den Trachten früherer Zeiten veranschaulicht oder scherzweise sich in dieselben kleidet, so ist es eine Sache der Pietät, wenigstens Blumensträußchen zu pflücken auf dem Friedhofe der verstorbenen Sprache, bis dann die wissenschaftliche Welt einmal, wenn das Entschwundene genügenden antiquarischen Wert gewonnen, die linguistischen Kuriositäten unter Brennglas und Seziermesser zu nehmen beginnt, die man lange genug mit Geringschätzung behandelt, gleich den Dfenkacheln und

Uniformstücken von *ci-devant*, die man auf den Estrich geworfen, an der Fastnacht entheiligt und endlich im Museum hinter Glas und Rahmen aufgestellt.

Da der Dialekt nicht einem Lande oder Staat, sondern einer Gegend, einem Gau entspricht, so ist er gleichsam die Sprache im Haus- und Arbeitskleide, er zeigt, was der Redende ist, nicht, was er scheinen will. Darin liegt nicht ein Tadel, eher ein Lob, daher die Kraft volkstümlicher Poesie, die den Feldblumen vergleichbar ist gegenüber den stilisierten Zierpflanzen des Kunstgärtners, der Redebblumen der akademisch Gebildeten. Der Arzt läßt sich vom Kranken die Zunge zeigen und schließt aus deren verändertem Zustand auf Unordnung in den Verdauungsorganen; der Sprachbeobachter prüft ebenfalls die *lingua* seiner Leute und schließt aus dem Gesehenen und Gehörten auf allerlei psychologische Erscheinungen; denn wer z. B. nach vieljähriger Landesabwesenheit den alten mütterlichen Dialekt noch unverfälscht zu reden weiß, der hat sicherlich einen festern Charakter, ein treueres Gemüt, als wer sich nach einem Heidelberger Semester nicht mehr aus dem erworbenen Bahnhofdeutsch herauszuwickeln versteht, oder affektiert, es nicht mehr zu können.

Die Betrachtung des Dialektes hat aber nur einen thatsächlichen Wert, wenn er im Zusammenhang mit dem materiellen Hintergrund, Wohnung und Kleidung, Küche, Keller und Kinderstube, ins Auge gefaßt wird. Ohne diesen Zusammenhang bleibt das beste unverständlich. Auf diese Weise nehmen wir auch das Vorrücken der Kulturgeschichte wahr, das Verschwinden und Kommen von Kleidungs-, Haushaltungsstücken und Geräten aller Art. Die Garricke und der Schanzläufer versetzen uns in eine vergangene Zeit. Wer weiß heutzutage noch, was ein Hushälterli ist und eine Abbreche? Solcher Instrumente, die vormals in den vornehmsten Häusern nicht verachtet wurden, würden sich moderne Emporköm-

linge schämen; gerade solche Geräte sind Zeugnisse vom alten Basler Geist, denn manche Großmama eines jetzigen Millionärs hat sich „ehedem und vor diesem,“ wie man die Vergangenheit zu nennen pflegte, nicht abhalten lassen, die drei Dornen des blechernen Haushälterleins, in Zürich Profitli genannt, über dem Lichte warm zu machen und dann ein Kerzenstümpchen dranzuspießen, siegesfroh, wieder etwas an die zukünftige Million ergattert zu haben. Und die Abbreche (Lichtsheer) figurierte auf manchem Tisch, um den ein halbes Duzend Große und Kleine ihre Arbeit verrichteten oder des Spieles pflegten; freilich, damals hatte man noch nicht so gute Augen, daß schon fünfjährige Kinder Brillen und Nasenklammer ertragen konnten.

Weil aber der Geist der Zeit allem dem nichts nachfragt und daherstürmt wie ein Wind, der Blatt und Blüten nimmt, damit wieder neuer Frühling entstehe, so ist es gut, noch vor Thorschluf, gleichsam zur Verabschiedung des Jahrhunderts, noch von Dialekt-schätzen und Lokalerinnerungen unter Dach zu bringen, so viel sich zu einem Strauße zusammenfassen läßt; mögen solche Blütensträuße den Jungen auch als wertloses Herbstlaub erscheinen, um so eher werden sie die Alten und Ältesten in des Lebens vergangenen Frühling zurückversetzen.

Vor allem muß um der lieben Gerechtigkeit willen vorausgeschickt werden, daß manche sich täuschen über den Begriff Dialekt, indem sie Ausdrücke, die man gleichsam als Negligéwörter bezeichnen könnte, für einen engen Ortskreis beanspruchen, während dieselben sowohl zeitlich als örtlich ein viel häufigeres Vorkommen zeigen. Wir meinen z. B., der Lulli sei ein spezifisch baslerisches Beruhigungsmittel, während doch das Wort „einlullen“ gut schriftdeutsch ist; auch die Lorelei am Rhein hat den Schiffer eingelullt. Die Großen der Erde haben alle ihren Lulli gehabt, nur mußte er anders bezeichnet und meist sehr teuer bezahlt werden. Der

„Buzemummel“ hängt mit dem Mummenschanz des Mittelalters zusammen. In einem Regierungserlaß von 1599 wurde das „Buzen und Mommerigen“ verboten. Manche Ausdrücke werden in das Gebiet der Roheit oder Unanständigkeit verwiesen, mit denen man es früher nicht so genau nahm, denn Raib und Siech, Quenzen u. s. w. finden sich oft genug, allerdings mit spezieller Bedeutung, in amtlichen Schriftstücken. Wer die Ohren recht spitzt, der wird jetzt noch bei den ältern Leuten eine andere Aussprache konstatieren können, als bei den jüngern üblich ist, z. B.: „falls andres Wetter eintritt,“ sprach man ehemals, „fahls andres Wetter eintritt,“ so wurde auch noch in einer Ordonnanz von 1676 geschrieben und gedruckt. „Die Töchtern“ für „Töchter“ war 1573 Amtssprache; jetzt findet sich diese Form (Dechtere) bei uns nur noch mündlich, während in den Berner Tagesblättern immer noch Töchtern zum Tausch oder in Pension gesucht werden. Dagegen wird stets noch von „Maitlene“ gesprochen.

Früher, da jeder noch sein Pözzelein an der Bürgerpelzkappe nach eigenem Wohlgefallen trug, da die Nachahmungssucht noch nicht so sehr die monotone Verflachung beförderte, da hatte auch der Bürger mehr Sprachcourage und redete nicht nur von Gempf oder Schneef, sondern sogar von Tempf. Jetzt, da Basel in den Geburtswehen einer Großstadt liegt, da wir mit den Seilbahnen, Zehntenstehlen und Rebhäuslein in der Peripherie der Stadt aufgeräumt haben, da wird auch mit dem alten Baselddeutsch aufgeräumt, bis es eines Tages in einem allemannisch-raurachischen Lexikon wieder zu Ehren gezogen und vielleicht zu einer linguistischen Disziplin an unserer Hochschule erhoben wird, die dann jedenfalls ein Gelehrter aus Ostpreußen zu vertreten hat, der das schöne Baselddeutsch für Samojedisch erklärt und es so ausspricht, daß die Grabsteine im Kreuzgang Blut schwitzen möchten. Darum sei hier, ehe die alten Leute ausgestorben sind, eins und das andere Wört-

lein zu Ehren gezogen, die dem Untergange geweiht sind wie die Steinböcke im Alpenland, der Hirsch im Wald und der Biber am Stromgelände, wofür wir von der Neuzeit mit der Reblaus, dem Kartoffelkäfer und Gott weiß wie viel Mikroben und Bacillen entschädigt wurden.

Wenn wir es gleichsam als patriotische Herzschwäche betrachten, daß man im eigenen Hause in Handschuhen einhergeht, das heißt, sich der Muttersprache schämt und mit transrhenanischen Brocken paradiert, so ist es andererseits mit Humor zu begrüßen, daß früher selbst die Gerichts-, Kanzlei- und Kanzelsprache, wenn sie um amtliche Ausdrücke verlegen war, die Sprache des dialektischen Hinterstübchens, des Basler Familientages, ganz lustig in ihre Mandate und Erlasse aufnahm; das gerichtliche „Pfezen“ war an der Tagesordnung; die Geldbuße wurde mit dem Ausdruck bezeichnet: „er muß fünf Pfund bessern.“ Umgekehrt finden wir Sprachgebräuche auf dem Aussterbeetat, den „Harnischplätzen“ zu vergleichen, die als letzte Ueberreste, als Fetzen eines Heldenkleides, zu schmählichem Spüldienst in der Küche verdammt werden, gleich wie ein Drehorgelmann, der seinen Arm auf dem Schlachtfelde verloren, nun, den Hut in der Hand, sein Leben fristen muß. So wurde unter Delgöz ein stupider Querkopf verstanden, der nichts zu reden weiß, da doch das Delkrüglein, wegen seiner Menschengestalt oft Delgöz genannt, früher ein ganz respektables Inventarstück der Haushaltung war, als noch kein Gasbec sein Flämmchen leuchten ließ und kein Motor mit Donnergepolter elektrisches Licht fabrizierte. Im Liederbuch der Hätzlerin, die weit von Basel ihren Sitz hatte, finden sich Wörter, die wir zu unsern Lokaltönen zu rechnen pflegen, die also einem weit größern Territorium angehören, z. B. „mocken“ und „gittig“ für „hastig oder gierig“ essen.

Der Dialekt kennzeichnet mehr als alles andere das Gemütsleben des Volkes; bei den einen wird er sich am meisten im Kriegs-

wesen, bei den andern in Feldarbeit und bei den Dritten in der bürgerlichen Häuslichkeit ausbilden; in Basel dürfte der Familientag mit seiner Mittageß-Molltonart die Stätte sein, wo die reichste Ernte zu machen wäre, wo man beobachten kann, wie die ganz Vornehmen von Pferd und Geert reden, während der Parvenu Pfärde oder gar Gaile zur Sprache bringt. So ein Familientag alten Stils ist ein unbewußtes philosophisches Kränzchen, ein Dialekt-idyll, dem Blümchen zu vergleichen, das man bei uns „Gredeli in der Heck“ zu nennen pflegte; in einem solchen Familientag wäre es früher den Mitgliedern „windeweh“ geworden, wäre man genötigt gewesen, einem Gaste zuliebe sogenanntes Hochdeutsch zu reden. Aber immer noch lieber, als wenn man hören mußte, wie ein Germane uns zulieb Baseldeutsch künsteln wollte, eine sauer süß ungemütliche Sprachsorte, ob welcher ein echtes Baslerkind hätte Gichter bekommen können.

Heutzutage ist es umgekehrt; man schämt sich der mütterlichen und großmütterlichen Sprache, man giebt sich sogar Mühe, schriftdeutsch zu meckern, statt baseldeutsch zu lachen oder „kitteren,“ wie es sonst üblich war. Man spaziert nicht mehr „uns Dohr umme,“ man macht studentisch einen Bummel; an Stelle des Gehens ist ja überhaupt das Kennen getreten, oder gar das Instrumentalrennen oder Velocipedeln und Velociradeln.

Niemand wird es bestreiten, daß das Studium des Dialektes von großer kulturhistorischer Bedeutung ist; legt doch der Gelehrte von Fach den Sprachdenkmälern mindestens ebenso viel Gewicht bei, als dem mit Instrumenten aufgenommenen Gesichtswinkel; wenn wir also in unserer Heimat noch von einem Totenbaum statt Sarg reden, so denken wir an Hand des Sprachgebrauches an jene ältesten Zeiten zurück, wo der Lebende im Einbaum über den See fuhr, der Tote in einem ausgehöhlten Baumstamme begraben wurde. Wahre Goldförner eines lokalen Sprachschazes finden wir da;

z. B. eine „Schweize“ ist idyllischerweise beiden Geschlechtern eigen; die Hausfrau macht eine solche an die grünen Kartoffeln und der Hausherr an seinen Toast, wenn er ein paar Gedänkelschen zu einer langen Rede ausspinnt. Am ungenierten oder treubeharrlichen Gebrauch des Dialektes oder am geringschätzigen Vermeiden und Mißhandeln der Ortsmundart erkennt man besser noch als an den Kleidern, die die Leute machen, die Denkungsart des Mannes, denn die Sprache ist das Gewand der Seele. Wer noch in der Zeit gelebt, wo die Wurstwecken etwas anderes waren als Fernröhren, wo man sich in den Fensternischen der Lesegesellschaft noch nicht träumen ließ, daß man mit anderem als hochkonservativem Krügleinbier in den baselstädtischen Diplomatenhimmel gelangen könne, in jener Zeit, wo nicht jeder Dreimänner Spaziergang andern Tages im „Intelligenzblatt“ geschildert wurde, der wird sich schwerlich dazu hergeben, die schönen, wahrhaftigen Wörter der guten alten Zeit gegen das Aluminiumdeutsch umzutauschen, das ja von den echten Deutschen doch nie für reines Silber genommen wird. Damals hatte man sozusagen keine Freiheit, aber Freiheiten so viel man wollte, Weglein und Steglein, Löcher durch die Stadtmauer und Trottoirokkupationsrecht, sei es zum Pferdebeschlagen oder Plundertrocknen, Schweinemetzgen oder für Geraniumstößchen und Fuchsen, die man, um den Passanten zu fuchsen, in den Regen stellte; nur mußte der Praktikant ein Bürger und nicht etwa ein verächtlicher Niedergelassener sein, denn das war sehr zweierlei.

Alle Dialekte, auch das, was man Fargon heißt, kennzeichnen die Eigentümlichkeit eines Landes. Wenn sich in der Berliner Sprache, die aber nicht den Namen Dialekt, sondern nur den des Fargons verdient, ein hochnäsiges, skeptisch-hühnisches Wesen, bei uns, was schon Aeneas Sylvius beobachtete, sinnliches Phlegma, im Sächsischen eine süßliche Geschmeidigkeit kundgiebt, so können wir als Folie des Basler Wesens die häusliche Enge, die klein-

städtische Hoflichkeit betrachten, denn schon bei St. Ludwig oder Bourglivre, wie man früher sagte, bei Birsfelden und an der Leopoldshöhe wird anders gesprochen als da, wo der allein echte Stockbasler wohnt.

Unserem Miniaturgemeinwesen entsprechend, durchzieht die Anwendung des Diminutivs unsere ganze Sprache im Guten und im Bösen, denn sowohl die Zärtlichkeit als die Geringschätzung macht davon Gebrauch, vor allem aber die Gewohnheit. Meierli und Millerli sind selbstverständlich, sobald es sich um Schulkinder handelt, wenn aber eine Person sich bis zum reiferen Alter bubenz- und dirnenhaft aufführt, so bleibt ihr das „li“ der Verachtung bis zum seligen Ende, ja über das Grab hinaus. Auch zur Beschönigung muß die genannte Redeform oft dienen, denn ob der guten Mimpfeli und Trepfli wurde schon mancher Westenknopf abgesprengt, von wegen weil das Mimpfeli oft so groß war wie eine halbe Spafau, da man diese zierlichen Tierchen nicht in 32 Portionen zerlegte, wie es nach und nach Mode wird; auch die Trepfli waren so groß wie Knepflimeiel, die man oft mit beiden Händen kaum halten konnte. Mumpfel hätte gar zu roh geklungen, das ist Gassenbubensprache. Dem Basler war von je daran gelegen, den bösen Schein zu meiden. Hämpfeli ist ebenfalls niedlicher als Hampfle, hat doch ein Liebling Basels sich in einem „Hämpfeli Lieder“ verewigt, was die philosophischen Epigonen vielleicht als Hänfene Lieder deuten werden. Der Basler Romantik entsprach auch das Wäldemli mit dem Tetatet einer Welschlandfreundin viel besser als der Wald mit seinen Räubern und Wölfen. So wurden auch die Stribli diminutiv bezeichnet, mochten sie auch beim Grisanti oder im Neuen Haus noch so hoch aufgetürmt sein auf den Platten; Stribli sagten aber die alten Basler für Schribli, sowie Strube für Schraube, ganz einfach, weil es ihnen so beliebte, weil sie machen konnten, was sie wollten, dem deutschen Kaiser und

der Tagfagung zum Troß. In einer Infanterieinstruktion von 1728 heißt es im tempo 52: ruckwerts ausstoßt eur Bajonet! und im tempo 54: Ausstraubt die Bajonet!

Dope ziemt sich für den großen Kanton Bern, Depli, die in den Häfeliſchulen mit drei emporgerichteten Fingern in Empfang genommen wurden, für das niedliche Baſel; ein Strammpreuße ſagt „Tazen“ runterhauen! Die Hauptsache iſt, daß es heißt. Das Mammerliſmachen iſt das erſte Puppentheater vom ſpättern Drama des Lebens; von Schwiegermammerliſ hat man aber in der Kinderwelt nie nichts gehört. Zartſinnig iſt es, daß ſich das Diminutiv ſelbſt in die Pathologie und Krankenſtute der Kinder verirrt und zwar unter dem rührenden Namen Rührlein. Sehr gerne wenden wir auch im Verbum die Verkleinerung an: Gvätterle, giclele, gitzerle, niechdele, brenzele, bebberle, wildede, raichele, ſchmirzele, daibeſe, köcherle. Hier darf das ſchöne Lied nicht unerwähnt bleiben:

S'ſchneielet und regelet
Und s' goht e kiehle Wind,
Do kemme die Frau Baſene
Mit ihre lange Naſene
Und laufe grüſli gſchwind.

Fast ſelbſtverſtändlich iſt es, daß jeder Taufname mundgerecht gemacht wurde, wobei auch die der Bibel entnommenen nicht verſchont blieben, denn in früheren Zeiten hielt man viel darauf, daß in jeder Familie wenigſtens eine Eſther, Salome oder Judith figurirte, denen Eleies und Meiſi (Jeremias), Dänni und Sämmi als Partner gegenüberſtanden. Säcki und Hämpi, für Iſaak und Abraham, erinnerten an das Alte Teſtament; in Käſpi, Meli und Bälzi wurden die drei Könige aus Morgenland umgewandelt. Wer etwa in Verlegenheit kommt wegen Titulaturen für ſeine Nachkommenſchaft, möge unter folgenden Namen die Wahl treffen:

Dänni, Männi, Kari, Kuri, Lini, Lieni, Boldi, Noldi, Schangi, Schaki, Schifi, Schufi, Gufi, Vikfi, Nicke, Micki, Edi,

Thedi, Albi, Bobbi, Marti, Delli, Schorjchi, Baschi, Rudi, Guschti, Dildi, Duldi, Kesi, Dresi, Kosi, Broji, Roni, Köbi, Zetti, Netti, Setti, Phongsi, Theki, Ferdi, Verti, Haiki, Fridi, Susi, Tephli, Gotti, Heiri, Stephi, Sephi, Zucki, Ludi, Wälti, Sali, Scheeri, Brechti, Zuli, Toni, Bläsi, Dieti, Beni, Fränzi, Fredi, Nemi, Gidi, Jocki, Fekki, Missi, Miggi, Kandi, Kastli.

Für eine schwere Sünde hätte es gegolten, wenn sich Dienstmädchen vom Rätterli oder Bäbeli zu Eugenie oder Alice oder andern Zuckerbrotnamen verstiegen hätten; diese blieben den „besseren Familien“ vorbehalten. Auch die Geschlechtsnamen wurden nach Belieben zugestutzt: Bernolli, Saresi, Brasizi, Gemmises, Mehwiel und Burkot. Man mußte es gleichsam als eine Art Ehrenbürgerrecht ansehen, wenn der Name umgemodelt wurde.

Mit den Industrie- und Naturalprodukten und ganz besonders mit den Dienstboten, die von links und rechts in die Stadt kamen, wurden Sprachgebräuche eingeführt, die wir dann unvermerkt als unser Eigentum betrachteten. Tribel und Gickel bezogen wir aus dem Elsaß (Trivele und Gickele). Gipfel (Kipfel) haben wir mit Oesterreich gemein. Hüntsche erinnert an das plattdeutsche Hantschen. Watsch wird in ganz Süddeutschland und Deutschösterreich (a Wotschn) für Ohrfeige verstanden; es ist wohlklingender als das nordische Backfaiche. Pumpes sagen sie in Schwaben; wir machen Bumpis daraus, damit es sich besser auf Stumpis reimt. Das Wort Biker (lebhaftes Ding) wird in England so gut wie bei uns gebraucht; wir übertragen es auch vom Roß auf den Reiter und reden von Herebikerli. Handzwechele ist ebenfalls nicht etwas speziell Baslerisches, sondern gehört dem älteren Deutsch an und findet sich im Englischen als tweel (Leinwand). Bei der Invasion von Fremdwörtern, die das Zopfzeitalter von den romanischen Staaten her über die germanischen herbeiführte, fanden dieselben selbstverständlich bei der städtischen Bevölkerung eine ungleich lebhaftere Aufnahme

als bei der ländlichen. Die Gelehrten- und Kanzleisprache erstickte fast in ihrer Schwulst. Also mußte man z. B. die Nachtzetel auf die Hauptwache bringen, an welches kriegerische Manöver sich eine der allerhöchsten Stadtanekdoten knüpfte, da sich ein und derselbe Herr zu ein und derselben Zeit an den sieben Thoren um Einlaß meldete und zwar zu spät nachtschlafender Zeit. „Das ist eine Fuhr!“ „Er benahm sich fuhrisch“ (närrisch) erinnert sowohl an das alte Gugelfuhr als an das französische foire. Der französische Höflichkeitsausdruck obligé war jedenfalls netter als das donauendeutsche Servus, das gar zu sehr an die Unterthanenwollust erinnert. Das Hauptkontingent fremder Elemente lieferte selbstverständlich das Welschland, allwo seit uralter Zeit, sei es per Pension, sei es per Tausch, französische Sprachsätze, Savoivre und Tournaire geholt wurden. Wer gebildet reden wollte, ließ Worte einfließen wie „abominable, pitoyable, n'importe, mettons, soupçon de Gaizäs.“ Heutzutage, wo so etwas den Mägden nicht mehr imponiert, sucht man sich hinter englischen Brocken zu verschansen, die aber eher an den Pferdestall als an Dyfod und Cambridge erinnern.

Den natürlichen Gegensatz zur Verwendung der Fremdwörter bildet der Gebrauch des Gutdeutsch, das man meistens auch für gutes Deutsch hält; man könnte diese Variation am ehesten Mazagran- oder Mehroderwenigerdeutsch nennen, da sie in allen möglichen Verdünnungen zum Besten gegeben wird. Wenn einmal Kutschner für Kutscher gesagt wird, so ist es ja kein Majestätsverbrechen; es dürfte aber auch ein Gautschner mit unterlaufen. Selbst akademische Würdenträger, die nicht von außen hereingekommen, pflegten ihr Hochdeutsch recht gemüthlich abzurunden, daß es auch ein Milchmann noch verstehen konnte. Soviel ist gewiß, daß immerhin eine kleine Differenz besteht zwischen Basler Gutdeutsch und gutem Baselddeutsch, etwa wie

zwischen Sonntags- und Werktagskleid. „Will der Herr König vielleicht einen Treibel?“ ist hier eine welthistorische Rede geworden. So klingen auch die Worte: Operngaufer, Gaugauf, Varenblei, gehen Sie nummen duren, die neuen Schuhe geizen.“

Solchen Kinderstubenscherzen gegenüber beanspruchte die Höflichkeitssprache einen eigentlichen Lapidarstil; sie erhob die Ständunterschiede im Miniaturstädtchen Basel zum Gesetz gleich den Kasten im Hinduland, denn das bürgerliche Volk redete sich, soweit man sich im Kreise der Bettern und Basen bewegte, mit Hetti und Wilsi, Hett Er und Will Er an bis in die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts. Später ging diese Ansprache auf die Dienstboten über, und zu diesen wurden in gewissem Sinne auch die Commis oder Handlungsdiener gezählt, die noch lange von einzelnen ältern Handelsherren per Er angeredet wurden und denen man auch das Schnauztragen als Rebellion anrechnete.

Nach oben hin, wo man ein Toupet trug oder à la Giraffe einherging zum Abzeichen besserer Geburt, besserer Familie, überhaupt des Besserseins, redete man per Ihnen, was man später den Vorgängerinnenstil zu bezeichnen pflegte: Haben Ihnen gut geschlafen? Ist das Ihnen Ihr Parenplie?

Mit zwei Interjektionen, die unsere Basler Grammatik eröffnen mögen, sind wir durch einen Schlag in das engste Familienleben versetzt: Höscheho? und Murine! Wie klingt das so anders als das boudoirmäßige Entrez und das schnarrende 'Rein der stehtragenden Kanzleiwelt!

Betrachten wir die Sprache gleichsam als organisches Wesen, so mag dies vom künstlerischen oder wissenschaftlichen Standpunkt geschehen; im ersteren Falle betreten wir das Gebiet der Phonetik, das im Dialekt weit fruchtreicher ist als in der Sprache. „Blutt und bloß,“ „Wotjch e Watsch, du Dotjch?“ „Käzen hageln.“ „Dubel und Dublonen!“ Wer ahnt nicht einen geheimen Zu-

ammenhang? Wäre der Komponist des Bagalawaia nicht mit Entzücken erfüllt worden, wenn er die Basler Kinder hätte singen hören:

Wale wale wampele,
 S schlo dr eis uf d'Ampfele.

Eine Menge von Personalbezeichnungen, wie z. B. ein Dunti, sollen den Charakter des Gassenhelden zu kennzeichnen suchen. Die Nachahmung gehörter Klänge erstreckt sich sogar ins Orchester, wo als Kontrast zur weichen Flöte die tischerende Tschingerette wenigstens der Knabenwelt künstlerischen Respekt einflößte. Wenn die deutsche Schriftsprache Lippen und nippen aufeinanderreimen läßt, so hat der Basler dafür Lefzgen und Befzgen, woran sich füglich schmafzgen und sürpfen (für schlürfen) anschließt, zwei ganz vorzügliche Ausdrücke, denn es ist ganz recht und billig, wenn das Rohe und Unschöne auch roh und unschön bezeichnet wird, abschreckend dem Unständigen und Civilisierten. Mit diesen Parallelen ist aber durchaus nicht bewiesen, daß eine Baslerin nicht ebenso rosige Lippen haben kann wie die aller schönste Thuzelda im Lande, wo die schönen Mädchen wachsen. Desgleichen ist es auch schon vorgekommen, daß die Urteutonen das Bier nicht bloß genippt haben und etwa auch, was man hie und da auf der Reise gewahr wird, ein „Belegtes“ zusammenkrachen, daß ein junges Hippopotamus eifersüchtig werden könnte. Den irrtümlich an Sanftmut erinnernden Senf nennen wir Sempft; dagegen stellen wir dem norddeutschen Schnutte und bernerischen Schnöre ein zierliches Schnürli und Schnaifli entgegen, Wörter, die sogar als Liebesungen passend gefunden werden. Daß Mollli und Bollli reimt, ist ganz natürlich, der Mollli ist nämlich ein etwas gedeihlich geratener rundviereckiger Kindskopf, und der Bollli war die vor Zeiten übliche dickwattierte Lederkappe, durch die die Kinder beim Fallen vor Beulen bewahrt werden sollten. Seltsam ist es, daß wir für die Krone der Menschheit, die Blüte des weiblichen Geschlechts, kein wohlklingenderes

Wort haben als „Zumpfere,“ das aber immer noch besser tönt als das krähende „Frailain.“

Dem Realismus huldigt auch das Wort pflattere und Pfletter; aber auch hier ist der Dialekt zartfönnig zu nennen, wenigstens in Bezug auf die über die Viehweiden zerstreuten Bacillen animalischen Daseins. Eßbare Osterfladen sollen keine Reminiscenz erwecken, wenn sie zehnmal in Grimms Wörterbuch ab ovo deduciert sind. Daß Dillingen, Delsbetheu, Dalben das D von Sanct her hat, wie Dursli im Solothurnischen, versteht sich von selbst „Tachtung“ aus hab—t Achtung kontrahiert, gehört in dieselbe Kategorie. Dagegen stellte man sich die Breisse viel weniger gefährlich vor als später die Preußen; man hatte ja lange geglaubt, wenigstens soviel sich die Schulbuben auf die Strategie verstanden, das Preußenthörlein beim Waisenhaus sei der wunde Fleck an unserer Landesgrenze, denn dort würden wir den Angriff zu gewärtigen haben.

Sieht nun eine Wörterammlung aus unserm dialektischen Sprachschatz auch nicht aus wie eine aus Hafis und Firdusi gefaßte Perlschnur, so hat sie doch ihren lokalpatriotischen Wert, zu vergleichen den mancherlei Kränzen, die sich die Kinder der Jahreszeit gemäß zu schaffen wissen, im Frühommer die ineinandergesteckten Lilablüten, im Hochommer die aus den hohlen Stengeln des Löwenzahns gefertigten Wasserleitungen und im Herbst die an Schnüre gefaßten Roßkastanien, von den Markbeinergarnituren nicht zu reden, die der poetischen Kinderwelt gegenüber die Prosa der Haushaltung kennzeichnen. Gerade so geht's mit der Sprache, die mit dem Worte „heimelig“ so viel Schönes und Liebes zu sagen weiß, während eine lange Reihe realistischer Ausdrücke nichts weniger als duftig und zartfühlend sind. Der Norddeutsche sucht den Begriff heimelig mit „mollig“ auszudrücken, was uns unwillkürlich an einen rechten Ordonnanzmulli erinnert, in dessen Nähe die Heimeligkeit bald ein Ende nimmt. Dagegen nennen wir ein

hübsches Kind „e dolle Mücke,“ was den Deutschen wieder an einen tollen Hund erinnert, den man flieht wie die Pest. „E dolligsteppti Junte,“ die einer Baslerin Hochachtung abnötigt, würde einen Norddeutschen an Münchhausens Jagdgeschichten erinnern. Wenn eine alte Baslerin beim Engagement einer Magd die Frage stellt: „Ist Sie auch eigetlig?“ so ist das Maul- und Nasenaufsperrn der Gefragten wohl zu begreifen, denn unter eigentlich versteht die Baslerin „reinlich,“ die Schwäbin oder Pfälzerin aber weiß eigentlich nicht was eigentlich ist. Würde sich nun eine Baslerin mit der Erklärung helfen wollen: „Ist Sie auch jäuferlig“ (säuberlich), so muß sie auf die Antwort gefaßt sein: „Noi, fauffe thu i itte!“ „Mr bruche wirkli kai sießen Anke“ will sagen: Gegenwärtig, nicht thatsächlich. „E gfrait Logis“ ist ein erfreuliches Logis. Seltsam ist die Behandlung des Wortes: keiner. Wir sagen „e keine (ein keiner) wills gji si.“ Daß in Basel vieles lez ist, wissen wir von Kindesbeinen an, dennoch wird von einer Hausfrau dem Dienstmädchen befohlen die Kleider „lez und recht“ zu machen. Und wenn's das Rätterli oder Bäbeli nicht begreift, möchte die Frau darob selber schier lez werden. Doch auch das Wort „lez“ ist nicht speziell baslerisch. Noch heute hört man in ganz Württemberg bei einer Zugverspätung: „Sich ebbis leez ganga!“ „Loß mi unkeit“ erinnert uns an die Keiereien (Schikanen) älterer Schriften. „Erheit und erloge“ ist eine fastige Bestätigung der Lüge, gleichsam Frakturlüge. „Hinderfir, windeweh und dube-dänzig“ sind Gemütszustände, die die elegante Neuzeit mit nervös aller Variationen zusammenfaßt. „Unemietig“ schildert eine Situation des Alltagslebens, z. B. wenn man eine Visite hat und der Kaffee ist just so dünn wie eine „Bampelure.“ Statt des unschön klingenden „faist“ sagen wir lieber „schmuzig,“ wenn etwas zu fett geraten ist. „Lislig“ reden will sagen leise, nicht so, daß man ein Läuselein könnte husten hören, sondern nur etwa so, wie Tante Patzchuli

mit Onkel Bijem redet, wenn sie eine neue Brautschaft wissen. Recht realistisch ist es, wenn sich ein Mensch teig nennt und mit einer überreifen Birne vergleicht, oder wenn eine ganze Person als Teigaff bezeichnet wird. „Bizelecht“ soll die Mitte zwischen sauer und süß bezeichnen; nach diesem Muster wurden früher manche Adjektive gebildet. In einem Bettlermandat von 1631 heißt es, der Bettelvogt solle das Gesindlein nicht „traufflecht“ (tropfenweise) sondern samthast (insgesamt) aus der Stadt treiben. Auch das Wort weidlig (rüstig) war von Alters her im Gebrauch; 1631: man solle vier ernsthafte weidliche Männer als Bettelvögte oder Profosen bestellen. „Gspässig“ (sonderbar) und „wunderfzig“ sind zwei echt alte Ausdrücke. „Dimber“ (dämmernd) erinnert uns an die Zeit, wo man sich mit der Visitenlaterne abholen ließ und wo selbst der Spießbürger ein Taschenlaternehen mit sich führte, von wegen weil man nie recht wußte, ob man dem David Joris begegne oder sonst einem Gespenst. Der Meteorologie gehörte die „Schütte“ und die „Waiche“ an.

Auf dem grammatischen Wege weitergehend finden wir eine besondere Vorliebe der Basler, die genera des Substantivs zu verwechseln: Die Floh, der Luft, der Bank, der Fahnen, im Laun sein, die Rahme, der Schneek, der Blindenschleicher. In die Zeit unserer Gymnasialstudien, wo man panis, piscis, crinis, finis eindrillte, versetzen uns die sicherlich aus dem augusteischen Zeitalter stammenden Wörter: Bumpis, Binkis, Bhaltis, Brotis, Miggis, Zimmis, Waggis, Dorkis, Tschämpis, Dämpis, Fäglis, Norkis, Keplis, Fulzis, Giggernillis.

Das schönste dieser Worte, der Brotis, galt auch in der Kanzeleisprache; in einer Ratserkenntnis von 1642 wird er buchstäblich als Bestandteil der Mahlzeit aufgezählt.

Daß das Volk bis in die Kinderstube das Sprachmaterial als plastische Masse betrachtet, aus der sich alles Mögliche formieren

und neubilden läßt, sehen wir auf Schritt und Tritt; denn da giebt es Abtheilungen und Zusammensetzungen der sonderbarsten Art: Zähnummpfel (Zehnuhr mundvoll), Tambourmajörli, Seeräuberli, Hampfeli, Kopfabheini, Mammerli, Pflozwetter, Bijelibus, Schneeketanz; Deikeler und Deihenker (bei Keutter: Deuter). Fremdwörter, namentlich französische Ausdrücke, werden assimilirt und mundgerecht gemacht: Marderbest, Dulipa, Duhlette, Senkerpeng, Stempeneien, Gumpist. Eine Cummedi wurde jedes aufregende Ereignis genannt, z. B. ein Wohnungswechsel, ein Ueberlaß. „E Metti“ bezeichnete die Umständlichkeit bei derartigen Vorkommnissen. Ohrenfällige Ausdrücke wie Kelleli, Belleli, Knelleli oder Mollli und Motzschkopf, Schwetti (für Schwall) sind ungleich häufiger als schönklingende. Doch tönen Hosentnepfli immer noch tröstlich, ebenso Blunze für Blutwurst und Blutger für eine kleine Scheidemünze. „E Lättsch mache“ klingt weder joniisch noch toskanisch, entspricht aber dem unschön verzerrten Gesicht. Bosheit wird in Bosget und Faulheit in Fulget umgewandelt. Für Gitter sagen wir Gattere und Krens, was auch in der amtlichen Sprache Eingang fand; 1569 Allarmordnung wegen der Schutzgatteren des Rheines. Seltsam ist, daß in Mecklenburg wie bei uns die Spargeln Sparsen heißen. Der Name Heinrich konnte absolut nie richtig gesprochen werden, entweder redete man von Heinerich, dem sanften Flötenspieler, oder von Hangeri oder Haikei oder am allerliebsten von Heiri. Die Worte Horeiel und Hurlimuz dürften schwer zu erklären sein; das erstere erinnert an Nachtheiel (Nachteule), das letztere bezeichnet den extremsten Grad von Negligé. Flären und Mosen auf einem Kleid, Schrenz und Dreiangel ebendasselbst, gehören ins Mißerere der Kinderstube.

Das sogenannte Verschlucken der Buchstaben ist es ganz besonders, was unsere Rede dem Normaldeutschen schwer verständlich macht; wir sagen Wilhemm, Gopfertraube, Gelleribli, Wärtig und

Donnstag für Wilhelm, Gottvertrauen, Gelbe Rüblein, Werktag und Donnerstag. Umgekehrt sind wir freigebig mit Ableitungsfilben: Kettemli, Zettemli, Fädemli, Lädemli. Die Sprachstrammheit war uns nie eigentümlich. Auch Fremdwörter und Eigennamen werden verdorben: Quatier, Haltige, Binnige, Winggälle, Stuggert; Satorius sagt der Basler, niemals Sartorius, Meria, nicht Merian.

Daß unsere Sprache kein Imperfektum kennt, so wenig als einen Genitiv, ist ein Staatsstreich. Um so reicher sind wir an Sprachschöpfungen melodischer Art, wie sie unserm Schnabel und unserer Weltanschauung am besten zusagen. Assonanzen wie zikle und zensle sind reich vertreten, gize und gäze, dann und wann. Ein im Aussterben begriffener Konjunktiv darf nicht vergessen werden. Wenn d'Dante Dulipa sturbteti und dr Unkle Mulibus e Wittlig blubteti! I kuff e Hus! Ans Jüdische mahnt uns das auxiliäre thun: „Häiki, was dusch?“ „Schlofe du duni!“ „Es ist mir ein Thun“ (gleichgültig). So gut wie die andern Deutschen glauben wir durch die Silbe iren viel auszurichten: bellitschiren, tribelliren; früher sagte man noch schulmeisteriren. Ber für er ist an der Tagesordnung: „Me het verzellt, s'fig e Kind verkart worde.“ Recht plastische Ausdrücke sind: gresme, gaiße, bezge, gaittsche, pflöze, pläre, musche, laitsche, bletsche, glepse, greble, gumpe, stupfe, ripse, feie, grobble, grine, grezle, muze, schlurpe, bosge, bengle, birzle, driele u. s. w. Das Schnädere entspricht unserm breiten jä gegenüber dem strammdentschen Schnattern und Schnarren. Das Wort, das man für kauern anwandte, hat bekanntlich schon Anlaß zu komischen Mißverständnissen gegeben. Was gedällt wird, wissen die kleinen Kinder am besten. Das „Luschtere“ mahnt uns sowohl an das deutsche lauschen als an das französische louche, denn nirgends lusteret man lieber als wo etwas lusch ist. Herkömmlich sind Gschände für Schelten, Säsen für Sähren, Schnaiken für neugierig sein, die Schnaife in alles stecken, muffle, den Mund voll

haben. Ganz besonders gefällt es dem Basler, auch die Verba, mögen sie wollen oder nicht, diminutiv zu behandeln: Neujährle, bäjsele, verdeffle, gätterle, fraubäsele, schmigele, bruttele, dijele, mentschele, zinderle, bilferle, hornigle, käsele, lämpelle, schwenzle, drepfele. Am schönsten ist: durenänderle, wenn man z. B. im Migi'schen Laden riechen mußte, ob der Menis noch brauchbar sei oder ein Häring ein Milcher oder nicht. Hier ist nicht zu vergessen, daß der Basler (civis basiliensis officinalis) nicht mit der Zunge schmeckt, sondern mit der Nase.

Daß das Tierreich, namentlich im Munde der Kinder, mancherlei seltsame Namen erhält, versteht sich von selbst: Dittimaler und Millerejeli, Umbeise und Dhegreibler, Bettigli, Mollkopf und Roßkopf, Haigumper und Schinwirnli, Gufespizli, Versig, Schinderli. Selbst in der Tiefe des Meeres ist Basel mit Grelleli vertreten, die allerdings in böhmischen Glasfabriken entstanden sind.

Aufs engste mit den Jahreszeiten ist das Pflanzenleben verbunden, abgesehen von Gukummere, Beterli, Antivi und Binetsch, die in die Küche gehören; da reihen sich die Erscheinungen eine an die andere, Schlehbüchse, Birzspfeife und Hufarentabak; aus den Steinen der Baralleli schliff man sich Pfeifchen, aus der Rinde von Fichtenholz, die vor den Bäckereien zu finden war, schnitzte man Schiffchen, die Kirchensteine wurden zu Steinsäcklein gesammelt, festlich laden im Winter die im Ofenrohr bratenden Äpfel zum Anstechen mit einer Stecknadel, damit der heiße Saft herauspritze; zu ihnen gesellte sich oft, gleichsam als Sanitätskommissär, eine ausgehöhlte und mit Zuckerkandel gefüllte weiße Rübe, denn der entstehende Saft galt als Heilmittel gegen Halsweh; alles und jedes war an Jahreszeiten gebunden und daher den Kindern lieber als die schönste lyrische Blumenlese. Heutzutage hat man statt Äpfel Orangen oder Pommeranzen, die erst noch Apfelsinen genannt werden, und Steinkohlenextrakt gilt für Hauen und Stechen

statt der schönen Medizingutteren mit dreieckigem Titelblatt. Daß die edeln Gumpistäpfel ausgestorben sind, wird niemand ernstlich beklagen; dagegen erinnern wir uns gern der Bummedäppeli (pommes d'Api), die oft den Weihnachtsbaum zieren halfen, Laustöter und Bumpernißli, Segel Früchte des Ahorns, die man sich auf die Nase klebte, und Zwillingsskirschen, die man sich rittlings über die Ohren hängte, es sind heimelige Kapitel der Kinderbotanik.

Die Jahreszeiten, durch die Sicherheitsgebühr amtlich festgestellt, brachten des Wechsels genug. Im Winter, wo man beim Schlitteln das Wissen und Schellehaup zur Geltung brachte, waren die Schanzen und Bollwerke, die Pulvertürme und der Lueginzland willkommene Reviere für die Jugend. Lagen an den Straßenecken Sandhaufen, so machte man sich zum Gluckeren eine Bahn zurecht. Der Börsenruf hieß: legt, Glucker, legt! Mit dem Bummi uß! wurde gleichsam *va banque* gespielt. Das Bodenzinslen war ein Sandrecht, gleich dem Strandrecht an den Meeresküsten. Die Fastnacht war eine Revue des *deux mondes*, zwar nicht in der Weise, daß man mittelst Kollekten Geld zusammenbettelte, um durch bezahlte Maler und Schreiner und Spengler ein Effekttück zu schaffen, sondern es that jeder selber, was er vermochte, man malte und kleisterte, man dokterte an den Versen herum; alle Estriche und Gänglein wurden zu mitternächtigen Werkstätten; zu Abdeltaders Zeiten fand man Freude am Beduinenkostüm, das man eventuell aus einem Leintuch, einem Reifchen und etwas Bärenredel herstellen konnte. Der zierliche Altfrank war neben dem vaterländischen Burenjoggi stets die lieblichste Erscheinung der „verkleideten“ Kinder; ein Bläzlibajaß ergänzte das Trio. „Gäll de kensch mi nit?“ war stets die gangbarste Intrigue. Die Bälle im Theater galten als Tummelplatz der Liebes- und Lebenslustigen.

Aber das alte Ballenhaus, da wo jetzt die Turnhalle steht, galt nicht den Bällen, sondern es war der „Kummedi,“ den Mäusen

gewidmet, wo die Frauen mit dem Strickzeug hingingen, um den Rochus Pumpernikel oder die Teufelsmühle, oder Anastasia, die Grabesbraut, anzuhören. Da konnte es wohl geschehen, daß eine Base zur andern sagte, über die Hornbrille schauend: „Händ si enander?“ „Nei, erst wenn i am Lämpje bi!“ Für eine dramatische Liebeserklärung rechnete man „dreimal umme am Firfuß!“ Wurden im Konzert zu den Sonaten Glacen geschlürft, so aß man im Theater Bierringe, die da von den Wecklibuben feilgeboten wurden. Mit dem Verschwinden der „Restenemännli“ war auch der Winter zu Ende; die Schlitten wurden zur Fastnachtstrommel in die Dachkammer versorgt, welche neben der Schwarzplunderkammer die Stelle der jetzigen akademischen Manjarden vertraten. Jeder machte, daß er ins Freie kam, kaum hatten die Buben Zeit, aus der Schule strömend, die baumwollenen Ueberärmel auszuziehen, unter denen oft ein außs Kamisol genähtes Ellbogenlederherz zum Vorschein kam. Es folgten sich Giertupfe, Klettern auf die Münstertürme, Reisen auf das Nickensteinerjoch, Examen und Promotion, bei welchen die Herrendiener und der Bürgermeister, die bekränzte Bundeslade und die lateinische Rede die Hauptsache waren, nicht zu vergessen der Bomstglocke, die man nur selten zu hören bekam. Dann ward es fümmerlich, man badete im Entenloch oder am Galgen und in der Mannelotsche, man machte — ohne Aufsicht von Lehrern — Spiele im Freien, unter denen das Fulzi obenan stand. Gassenpoesie erblühte da in üppigster Fülle:

„Menike, Bänike, Dubelste.“

* * *

„Maiekäfer flog us,
Dini Hisli brenne.“

* * *

„A G Z D U,
Ein großer Gjel bist Du!“

„I will ful si!“ war stets die Appellation an die Barmherzigkeit der Mitspielenden.

St. Jakob mit seinen Nasen, die an ein gebackenes „Gufekijji“ erinnern, wurde jeweilen am 17. April, dem Rudolfstag, zum Wallfahrtsort, denn damals war der Weg zu der denkwürdigen Wahlstatt und dem gemüthlichen Wirtshaus mit seiner einladenden Terrasse noch nicht so unmaleriſch ſchanzenmäßig ins Terrain eingeschritten. Dieser Rudolfstag schuf eine Sorte Poesie, die oft ebenso grätenreich war, wie die Fische, zu deren Genuß sie einlud. Abermals ward St. Jakob am 26. August, dem Schlachttag, besucht, namentlich in älterer Zeit von den Studenten; dann ging auch der Sommer zur Neige, was die Störche anzeigten, die sich zur Abreise rüsteten, deren in den Basler Farben prangendes Gefieder und deren hädeckerrote Beine die Kinder ergögten, welche ihnen nachsangen:

„Storke, Storke, Heini,“ u. ſ. w.

Aber ehe man den Sommer scheiden ließ, wanderten die Basler, namentlich die Tanzlustigen, noch nach Glän, Ettingen, ja Postorf; selbst im Kurhaus zu Schönenbuch riskierte man einen Walzer, und wenn es mit einem Schicksale aus dem nahen Hügenheim gewesen wäre. Von selbst versteht es sich, daß man das Frohnleichnamsfest in Hünningen mit ansah, wo die Kürassiere die Prozession verherrlichten, und daß man an der Burglibemer Kilbi teilnahm, von wo manches Kaffeeschüffelein und manches Stück schöne Poesie in die Basler Haushaltung heimwanderte.

O jemerli, o jere je,

In miner Tasse isch nit meh.

Der Familientag auf der Schützenmatte, Kontingent, Reserve und Landwehr vereinigt, war ein Hauptereignis des Spätjahrs, die Kreuzbandeliere, kriegerisch weiß gefärbt, der balancierende Czako, die mit Schießbedarf und Friedenswürsten gefüllte Giberne, es

waren die Merkmale jener Zeit, wo man noch glaubte, das Trommeln sei die höchste Potenz des Patriotismus, und mit einem Morgentreich werde man alle Feinde aus dem Lande wirbeln; man verwechselte Pöps und Schwert und vergaß, wie ein Trupp Bauern sogar anno dreiunddreißig die ganze martialische Herrlichkeit vor sich hergejagt. Wer mehr musikalisches Gefühl hatte, hielt sich an Gledispiet und Tschingerette, die dicht hinter dem Tambourmajor und den Sappeurs mit ihren Bärenmützen und weißen Schürzen als Zierde der zahlreichen Musik fungierten. Die Schulbuben bedauerten, daß man nicht auch noch die Bummikessel auf einem Wägelein hinten nachzog, die man im Zeughaus geborgen wußte. Deutsche Namen wie Schellenbaum und Becken für die beiden der türkischen Musik entstammenden Instrumente wären den Basler Ohren als *crimen laesae majestatis* erschienen. In solchen Dingen blieb man nicht nur vaterländisch, sondern vaterstädtisch, bis die letzte Patrone abgebißen und verschossen war. Ging's vom Gabenschießen heim, so trug der eine einen Kupferüber, der andere eine Bettflasche, der letzte den Maikenäfer — Maikäfer wäre zu schriftgelehrt gewesen — was alles vom Bajonett friedlich-kriegerisch herunterbaumelte. Wenn dann der Mann selbst ein wenig baumelte, so ließ die Frau fünf grad sein von wegen der Tapferkeit und des Kriegsrühms ihres Ehegenossen und von wegen des neuen Inventarstückes, dessen man sich Jahre lang bei allen Gevatterkleuten rühmen konnte. Der Tag der höchsten Disziplin artete ja in der Regel in ein Fest der Personalsouveränität oder Indisziplin aus, denn nicht nur gingen die Gewehre in der Spalenvorstadt und bis auf den Markt hinunter von selbst los, sondern die Buben bettelten, bis sie heifer waren, Käpfeli oder Bistöngli, um auf eigene Rechnung hin etwas „klepfen“ zu lassen. Nicht minder kriegerisch war das Aepfelhauen, wo mancher Milchmannsgaul verwünscht wurde, weil er vor dem Galgen „Stempeneien“ machte, die nicht im Instruktionsbüchlein

standen. Die Kadetten, mehr und mehr gefährlich erachtet, weil das Ladsteckenschießen, ebenfalls nicht ordonnanzmäßig, gar zu gerne Unheil anrichtete, wurden aufgehoben.

Das Wörterbilden war Sache der Knaben und Mädchen; sobald es sich um Spiele im Freien handelte, da wurden aus Papier Klepseren aller Art gefertigt; wer kein Biffertli zur Verfügung hatte, sei's beim St. Jakobsfest, sei's zur Herbstzeit, der fabrizierte Zettemli, Schlüsselbüchsen und Raizenköpfe. Ein Miniaturschießinstrument ergab sich auch aus ausgedienten Kielfedern, bei denen Kartoffelscheibchen als Geschöß verwandt wurden.

Im rebenumsponnenen Basel war das Herbstleben ein überaus gemüthliches, denn die Gütlein und Rebhäuschen gaben Gelegenheit zu ländlichen Mahlzeiten, die aus jungem Käse, Obst und Bauernbrot bestanden; da wurden beim Erzählen aus noch älteren, noch glücklicheren Zeiten die Alten wieder jung; die Jungen sorgten in sanften Mondscheingeprüchen für die Zukunft, und die Jüngsten übten sich auf den gebräunten Matten im „Zumpkopfausbürzeln,“ während von den nahen Mottthausen her der würzige Duft angebrannter Kartoffeln (Herbäpfel) über die Landschaft strich. Der Katharinentag war scharf gekennzeichnet im Kalender der Hausfrau, nicht etwa wegen der Heiligen, auch nicht wegen Küche und Keller, sondern wegen der „Wandlete,“ wo man für das Frickthaler Anneli eine Kathrein von Oberlauchringen eintauschte, oder gegen das Bäbeli von Thumeringen eine Regula von Amriswyl.

D'Meß litet i,

Und wer mir nit fromt, dem schloni d' Schyben i!

So lautet wieder ein neues Gjeslein in der liederreichen Lällenkönigresidenz. Die jugendliche Phantasie fand Nahrung in Hülle und Fülle, denn die mit goldenen Käpplein gezierten Trifotseiltänzer hielt man für gestohlene Prinzen. Im Wachskabinett machte Jesus vor dem hohen Rat unauslöshlichen Eindruck, denn

die ruckweisen Kopfbewegungen des Hannas und Rajaphas mit ihren starren Augen hatten etwas Graufiges, das durch Mark und Bein ging. Seehunde wurden für Meerfräulein genommen, ein feuerfressender Zauberer und ein hühnerfressender Indianer, manchmal aus dem Elsaß stammend, erregten die höchste Bewunderung, nicht minder das steifschlafende Mädchen, das traumgefesselt auf eine Stange gelegt wurde und da ganz ruhig verharrte, von wegen weil ein in seinen Kleidern verborgener Apparat den ganzen Zauber besorgte; am allergruseligsten war die Hinrichtung eines lebendigen Menschen, dem schön langsam vom Henker im roten Mantel der Hals durchgesägt wurde, worauf der Blutrichter den Kopf siegreich in die Höhe hob, an dem noch eine schöne Zahl Eingeweide herniederbaumelte; der Lebendige aber hatte, den Zuschauern unbemerkt, seinen rechten Kopf unter die Decke des richterlichen Tranchiertisches gesteckt. Mit den Geschenken ging's ökonomischer zu Werke als heutzutage; die Kinder kamen selten über den Zehnkreuzerstand hinaus; aber schon beim Dreikreuzerstand waren hölzerne Frösche zu bekommen, deren ganzer Mechanismus in einer Saite, einem Holzstäbchen und einem Tropfen Pech bestand. Schlangen aus Horn gedreht, waren ein beliebtes Spielzeug. Ein Hauptmoment der Messe war aber das Messgeld selbst, die dem Knaben zugestandene Handelsfähigkeit, die Wahl zu treffen zwischen den Schleckereien, Spielereien und den zu besuchenden „Hütten,“ wie jederzeit die Buden genannt wurden. Hier darf die Privatpekulation nicht übergangen werden, die von den Schulbuben, Realisten und Humanisten, Griechen und Barbaren, in edlem Wettstreit betrieben wurde, daß man die ausgeschriebenen Schulhefte bei den Käseweiblein gegen vaterländische Naturalia umtauschte; wer aber ein recht kaufmännisch verbrecherisches Gemüt hatte, der legte einen abgeschliffenen Dreibäzner unter die Räder eines schweren Güterwagens, daß er zu einem Sechsbäzner breitgedrückt wurde.

Das Kalenderzahlen am Sylvester, demjenigen Schüler diktiert, der zuletzt in der Klasse erschien, schloß das offizielle Jahr; des bürgerlichen Jahres Schluß feierten die „Becken“ mit einem Wecken. Als diese Zunft aber mehr und mehr in gutdeutsche Hände überging und die Becken Bäcker genannt sein wollten, da fanden sie den Wecken ungereimt und sagten dem alten Brauche Valet.

Im innigsten Zusammenhang mit den wandelnden Zeiten des Kalenderjahres und mit den Jahrzehnten des ganzen Lebens stehen die Kleider mit ihren Variationen für das Haus, die Gasse und die Gesellschaft; namentlich was für Kinder- und Wohnstube, Altoven und Werkstatt bestimmt war, hatte lokale Bezeichnungen wie Bolli, Schlurpe, Schlutti, Tschope, Funke. Papilloten zum Schutze der besonders gepflegten Haare trug man noch bis in die Mitte des Jahrhunderts, und ein Geistlicher war es, der sich zuletzt hinter den Buzenscheiben eines ehemaligen Klostergebäudes in diesem Papier-schnitzelschmucke blicken ließ, wenn die Schweine unter seinen Fenstern gar zu lebhaft grunzten. Die Zimmerleute aus den Hansestädten trugen mit Vorliebe Ribelijammet, aus den man auch den Buben Hosen fertigte, die noch zehnmal unzerreißbarer waren, als was jetzt unter dieser Empfehlung feilgeboten wird. Im Winter trug man an den Händen Ammadisli und um die Schuhe band man, wenn es Glatteis hatte, Zuckerschnüre. Der Bürger mit seinem regierungsfreundlichen Backenbart (à la Espagnol) trug Pelzmützen mit Ohrenklappen, unterm Kinn gebunden; über dem gleich dem Dach eines Bauernhauses breit und viereckig hervorragenden Schirm baumelten lebenslustige Bözzelein. Daß Schulbuben, Handelsdiener, wie man die Commis nannte, ja manche Prinzipale zum Schreiben Ueberärmel trugen, verstand sich von selbst. Der Handwerksmann zeigte sich sowohl auf der Gasse als daheim im Bürgerkamisol, den Rock zog man nur „zu einer Leiche“ an oder zu einem Essen mit warmen Platten, entsprechend dem ehemaligen deutschen Braten-

rock und österreichischen Gotteshausrock. Muesgelbe Kleider verkündeten das Schülertuch auf hundert Schritte. Gestickte Westen und gestickte Hosenträger (Kräzen) gaben den Händen der Schönen Anlaß zu Schenkungen an Bräutigam, Turner- und Sängercoryphäen. Das „Krees“ der Geistlichen, auch vom Bajas an der Fastnacht getragen, erinnerte ans Gefröße und dieses wieder an den Ausdruck: den Kropf leeren, denn die Symbolik Basels war durchaus keine idealistische, sondern so realistisch, daß man sogar den Menschen „Kuttlen“ zuschrieb, die doch in andern Ländern nur den Wiederkäuern eigentümlich sind. Das Coqlicot war als lebhaftes Farber ein Zeichen der Lebenslust, sonst aber wurde das Grelle lieber vermieden, wie ja schon der sprachgewandte Pius II. schrieb, daß die Basler gerne in Kleidern und Schuhen schwarz einhergingen, da sie doch mit Bacchus sowohl als Venus sehr wohl vertraut seien. Gilt auch jetzt noch. Während sich die Herren à la Giraffe frisieren ließen, prangten die Schönen in zapfenzieherähnlichen Schmachtkloeden, die mit zunehmenden Jahren in Specklocken übergingen. Auch an den großen Weltbewegungen beteiligte sich die Mode, von den Suwaröffchen, die zuletzt noch die Kinder trugen, bis zum polnischen Schnürrock und der Kazawaika. Wie die Gespräche der Großväter sich am liebsten an das *ca ira* der Revolution, an den Erzherzog Johann und anno 14 knüpfen, an die Generäle mit den Grasbogen auf dem Kopf, an die Kosakenpferde, die an der Gerbergasse zu den obern Fenstern hinausgeschaut, und an die Baschkiren, die Herzenstumpfen mit samt den Haushälterlein gefressen, das ist auch jetzt noch in manches Lebenden Erinnerung. Wenn's Einer nicht glauben wollte, so wurde er ans Ofenbein gebunden.

Damals hatte man noch keine Ahnung davon, sich durch Briefmarkensammlungen, wie die Philatelisten vorgeben, kosmische Kenntnisse zu erwerben; aber tapfer rechnen lernte dafür jeder, der mit dem Münzwejen zu thun hatte, denn Gulden und Franken,

Brabänter, Neuthaler, Sechs- und Fünfbäzner, Rappen, Plappert und Blutzger, Sous und Kreuzer, Heller und Pfennig, alles prangte in hölzernen Geldschüffelein auf den Ladentischen und wollte sortiert, taxiert und rubriziert sein. Das Geld trug man in gestrickten Beuteln, deren Deffnen viel weishevoller geschah als das Aufklappen der Portemonnaies, die so oft von selbst aufgehen wie die Chassepots, wenn Krieg in der Luft ist.

In der Stube war das Spinnrad mit dem Krebs, dem Ristenbündel und Wasserbeckelein den Kindern ein lustiges Schauspiel, der Glättimann galt als treuer Hausgenosse; Hasedäzli und Harnischbläz logierten in der Küche; den Ellstecken brauchte man zum Messen sowohl als zum Aufmessen. Kinder spielten gerne mit angehauchter „Menschenhaut“ oder mit der Karität, wie man altväterisch das Kaleidostop nannte. Bei den ganz Kleinen stritt man sich ums Krepfli am Laib Brot, um die Schärete beim Kochen der Kinderpöpplein; auch der Maittirampf und Buberampf waren Anlaß zum Hader; Leckerbissen waren Nußtuchen, Johannisbrot, Süßholz und wohlgeschütteltes Bävendröckwasser; an Drangen wagte man kaum in der Weihnachtswoche zu denken. Einige Rollen Katzenwadel durften auf dem Küchenschafst nicht fehlen, denn wenigstens für die Kinder war das Zimmeschirr noch vielfach im Gebrauch. Den Stolz der Magd bildete ein blanker Kupferzüber, denn der Brunnen war ja die Mägdebörse, eine Art Civilgericht unter freiem Himmel. Den Marktbeinerkranz im Bauchhaus werden die Archäologen der Zukunft sicherlich für eine Kriegstrophäe erklären. Auf die Reise nahm man den Nachtsack mit, in den sich unendlich viel einpacken ließ, Unterleibchen und Leckerli, Chokolade, Zungenschaber und Flanellbinden und was sonst noch unentbehrlich ist.

Die Krankenstube ist so recht der Ort, wo man Zeit hat, schöne drahtisch-plastische Ausdrücke zu erfinden, weshalb die pathologische Sprachgymnastik eine staunenswerte ist. Man hat einen

Schlurpen im Hals! Man kriegt ein Weinlein in den lezen Hals. Es hat sich einer den lezen Finger verbunden. Ein Kind ist fleßig (auch bei Jeremias Gotthelf üblicher Ausdruck). Es wird mir erbrecherig (nauseabundus). Vom Biz und Wivi der Stubenrutscher bis zu den stilisierten Gelenkrheumatismen der Erwachsenen geleiten uns allerlei Schmerzengeniei durchs Leben: Ohremikeli, Wueste, der den Wust nicht herausbringt, Bibbeli und Verbeli, die die jungfräuliche Schönheit entstellen, Urseli und Aegerfchtenaugen. Blotere nennt man nicht nur die schwarzen Blattern, sondern auch die beim Klettern und Marschieren gewonnenen Blasen an Händen und Füßen. Die eigentlichen Blatternkranken wurden in einer älteren Polizeiordnung als „Bloterechte“ bezeichnet. Von der Modekrankheit der Nervosität war damals noch nicht so viel die Rede, als noch kein eisernes Nervenetz über die ganze Stadt ausgebreitet war; man wurde einfach, wenn alles drunter und drüber ging, dubedänzig, manchmal die ganze Regierung, wie Anno 33. Der Pathologie entsprach die populäre Therapie:

Heile heile Sege,
Drei Dag Nege,
Drei Dag Schnee,
s' dut im Ronimisli nimme weh.

Den Kindern half man mit Affenschmalz, das Zahnen beförderte Beietliwurz, die natürlich mit Weilchen nichts zu thun hat, sondern vom Sibisch (Altaea) stammt; auf eine Beule drückte man einen neuen Sechsbäkner, gegen ein herbftlich verpulvertes Gesicht soll Kuhmist gut gewesen sein; Bärenbräck (von zartbesaiteten Seelen Bärenspeck genannt) half gegen zweiundvierzig Krankheiten, namentlich gegen den Schlurpen; einen Riesenbart hielt man für ein Zeichen der Gesundheit; bei rheumatischen Schmerzen hieß es, es komme vom Wachsen; gegen hartgesottene Gliederschmerzen wurden weichgesottene Millerejeli probiert; Ruttlenbäder waren für

Schwächlinge; vieles heilte der Vollmond, anderes der Neumond, man war aber auch viel gläubiger als heutzutage. Allerlei Frühlingsthee für Kinder, Aderlaß und nachfolgende Schonzeit und Gutfutterperiode für Erwachsene waren periodische Erscheinungen des Jahres und führten, illustriert durch manche schöne Sprüchlein, schließlich zu einem seligen Ende.

Wie die Kinder mit Zickeln und Zenslen hintereinander her sind, so Bürgerchaft und Polizei mit Verordnungen und Umgehungen. Und die Polizei, die sich so gerne die löbliche nennen ließ, durfte nicht einmal böse werden darüber, heftete sie doch Verbotstafeln an alle Straßenecken und Wirtsthüren, ohne auch nur den hundertsten Teil der Geldstrafen einzuziehen, mit denen sie die Zuwiderhandelnden bedrohte; noch unmittelbar vor Schluß des Jahrhunderts, da schon der ganze Kanton aufs modernste elektrifiziert ist, weiß man oft nicht, befindet man sich in einem Gartenkonzert oder in einer permanenten Hundeausstellung. Diesen Unterlassungsjünden gegenüber auf Kosten des anständigen Publikums darf man es nur als heimelige Reminiscenz bezeichnen, wenn früher die Hausfrauen ihre Mägde instruierten, sie sollten immer, wenn sie etwas zum Fenster hinausschmeißen, zuerst schauen, ob kein Landjäger in der Nähe sei. In diesem Sinne ist es auch begreiflich, daß man in den hintern Bach beförderte, was man aus den Augen haben wollte; Cafferollen, Kaffeekannen, Lebensmittel, die kein Hund mehr mochte, mitunter auch ein Bündel Liebesbriefe, wenn „Es“ untreu geworden, oder Manuskripte, die niemand drucken wollte.

An einem Regensonntag malte man schöne Helglein, von sinnigen Sprüchlein begleitet, Freunden und Freundinnen ins Stammbuch, etwa einen Eduard, der unter einer Trauerweide des Flötenspiels pflegte, oder die Damen schnitten aus schwarzem Glanzpapier Scenerien aus, Brunnen mit Urnen, Grabsteine und Hirten mit wolligen Lämmlein, auch Jagdbilder mit Hirschen und Rehen; Schulbuben

vergeudeten zur Bereicherung der Wappensammlung Siegellack und Drachenblut, Heraldik und Familienstolz.

Doch dem Dialekt gilt unsere Betrachtung! Wie die Kinder ihr Spielzeug nach Gutfinden benannten, die Puppe Ditti, das Puppenhaus Doketefensterli und den Kreisel Surere, so fanden sich auch die Alten am wohlsten in den nach ihrem Ideengang bezeichneten Räumlichkeiten. Das ritterliche Wort Erker wurde ins kleinstädtische „Guckhirli“ umgewandelt, ein vorstehendes Fenster, aus dem man auf die Straße „hinuntergickelen“ konnte, wer am Thürklopfer sei; das ließ sich thun unbeachtet und unbecholten, selbst wenn man zu früher Morgenstunde noch eine „Gockele“ trug. Ein „Sommerhaus“ klang zwar bürgerlich, war aber tausendmal behaglicher und wohlicher als ein pompejanisch verkleistertes Vestibül mit halbbagigen Pilästerchen von Cartonpierre, wie man's heutzutage in Spekulationsbauten findet.

Die historischen Namen von Straßen, Plätzen und einzelnen Häusern werden zwar systematisch ausgerottet, doch thut man übel daran, denn die Ersatznamen sind meistens so nichtsagend wie möglich. Braucht es auch nicht ganz Europa zu wissen, wie Malzgasse und Lottergasse, Judenschule, Kindermarkt und Munimatte zu ihren Namen kamen, so knüpfen sich doch wohlberechtigte Erinnerungen an diese Lokalitäten so gut wie an die Milchjuppe, das Salamanderbächlein und den gemalten Kriegsmann am Riehenthor, an die große Kage auf der Rheinbrücke und das Thunerpanorama im Hirschgäßlein. Es ist geradezu zu bedauern, daß Bezeichnungen wie Herbriggsberg, Fröschgasse und Spittelsprung, an die sich historische Erinnerungen knüpfen, den Launen der Neuzeit weichen mußten. Hier sollte das Volk Opposition machen, das oft so dringend ermahnt wird, alte Ofentafeln und Epauletten als Reliquien früherer Zeit in der Barfüßerkirche zu deponieren. Oder soll vielleicht die Safranzunft einmal in eine Mirripfllhalle und der Dolder in eine Drangerie umgetauft werden?

An der Pfalz, wo 1698 der Gymnasialschüler Reinhard Harjcher unverlezt heruntergefallen war, las man den Spruch:

Aus jung freilem Beginnen,
Als ich ging auf den Zinnen,
Gäh stürzend fiel herunter,
War Gottes Sorg besunder,
Daß ein Bäumlein ganz biegsam
Mich in seinen Schutz aufnahm
Und dann vollends unverlezt
Nieder auf die Erde setzt.

Mehr an Max und Moriz erinnerten die Buben aus der Gemeindeschule am Steinenberg, wenn sie sich auf dem nahen Viehmarkt meuchlings an eine Kuh machten und ihr hölzernes Federrohr voll frische Milch molken. Oh ihr Lotterbuben! Das war immer noch appetitlicher als die Cigaretten, die jetzt die Schulbuben drehen und mit den zusammengescharften Blüten der Promenadenbäume füllen, wobei allerlei animalischer Extrakt Mitverwendung findet.

Bei Aufzählung altehrwürdiger Redensarten, bei deren Anhören wir uns so mancher lieben Personen erinnern, die von uns geschieden, können wir den Vergleich nicht unterdrücken zwischen einer echtbürgerlichen Kumpeltammer mit ihren Siebensachen und einem modernen Bazar, wo alles neu und alles schofel in greller Beleuchtung nebeneinander aufgetürmt ist. So ein altes Schwingroß, auf dem ganze Generationen geschaukelt, eine Visitenlaterne, die der Urgroßmutter aus dem Tollmannkonzert heimgeleuchtet, und eine Dose, die der Großvater getragen, als er zum Würz ins bittre Stündlein ging, oder im Kaffee Schlegel Domino spielte, solcher Reliquien Anblick ist der dialektische Schatz zu vergleichen, von dem wir, um uns kurz zu fassen, ein Sträußlein folgen lassen.

Schmutz für Ruß ist auch jetzt noch das echte Baslerliebeszeichen und tönt durchaus nicht abschreckend, gleich wie Samstag

für Sonnabend, welsch letzteres Wort uns an einen entlehnten Komödiantenpelzmantel erinnert. Zulärtig und donnerstiefig sind die Kinder im Stadium, ehe es zu Klage und Thränen kommt. „Mosten“ bis man „gotte gnueg“ hat, ist ein Zeichen, daß man ganz bei der Sache ist und an keinem Magenverschluß leidet. „Das Reputationsmümpfeli“ hieß das Restchen Käse oder das Wurstzipfelfchen, das man, oft zum großen Aerger der Kinder, im Wirtshaus übrig ließ, um nicht gar zu gefräßig zu erscheinen. „Du biisch nit versteckt!“ heißt auf Studentenschwesterdeutsch: unverstoren. Zwei Brüder gleichen einander: uf und ähnlich. „Denke Si, wisse Si, here Si, lose Si, sage Si, sehnd Si!“ ist gleichsam das Instrumentenstimmen vor der Duvertüre der Kaffeewisite. An einer Suppe sollte eine Idee mehr Salz, eine Weste eine Idee weiter sein, in einem Ragoutpastetchen war keine Idee von Krebschwänzchen. Also fehlt es den Baslern nicht an Ideen, nur an Idealen. Alli bot und alli pfiß! Den Großvater zeigen, den Kopf zwischen die Ohren setzen, einem den Zopf machen, e golde Niteli und e lange Denkdra, wenn d’Ruh e Baze gilt, es ist einer mit der Pelzkappe geschossen u. s. w. Manche Ausdrücke bedürfen, um von Außerbaslern verstanden zu werden, unbedingt einer Erklärung, z. B. aidwäteredag (dieser Tage), nächte, hienert, zimmis (zum Imbiß, zum Mittagessen); Gäder und Waldewax (Knorpel und Sehne). Der Bhaltis, von den Küchenheroen Trefzger und Bachofen als Zugabe zum Hochzeitessen, mußte in der guten alten Zeit unbedingt eine gebratene Taube und ein Mandelherz enthalten, an das dann der Aufwärter beim Heimbegleiten einer Schönen allerlei lehrreiche Gespräche und Reimversuche knüpfen konnte wie: Teig von Mandeln, auf Rosen wandeln. Wenn man keinen Champagner und keine Weine vermag, so muß man es „drohn“ machen.

„S’het ni agsteckt, s’wird mr nimme besser, Herr du meini Vieti, bhietis Drili!“ Fast so blumenreich, wie Mirza Schaffys

Sprache, aber mehr an Hauswurz als an Rosen erinnernd, ist unserer Alvordern Dialektik, ganz besonders in Worten, die gleichsam ein garniertes Nichts bedeuten (s'isch desfir und drwider, i will nit g'ait ha), und in solchen, die die Behaglichkeit charakterisieren, einen Zustand, von dem man sich heutzutage gar keine Vorstellung mehr macht. An eine längst erloschene Handwerker Gilde erinnert der Ausdruck: Aufpassen wie ein Häftlimacher. „Zbindede“ heißt das Patengeschenk. Das Nehmen, ohne zu bezahlen, war von jeher verboten, nur „einen Gump“ nehmen, war erlaubt. Es schneit aneinander. In Zeiten des Elends und der Krankheit konnte man jammern, man habe keinen warmen Löffel im Leib, man habe kein Aug zum andern gebracht. Unversehene Aufkündigung von seiten der Dienstboten heißt: den Sack ummekeie (eine bündige Art des Inventarmachens). „Durthu“ will sagen: Streichen im Schuldbuch.

Und nun zum allerletzten Ende folge noch ein Argonautenzug von Basler Heldengestalten. Für alle gesellschaftlichen Nuancen, alle Altersstufen, alle Tugenden, Laster und Schwachheiten hat der Basler seine plastischen Bezeichnungen, manchmal mit erratischen Blöcken zu vergleichen — Kof zum Beispiel — deren Herkommen niemand zu erklären weiß. Schon das Verslein

Humaniste, Erzbidiste,
Realiste, Rumpelfiste

zeigt des Baslers sprachlichen Bildungstrieb.

Ganz kleine Kinder schon figurieren unter den Namen Schunkehai, Hudeli, Binkis und Dirligiger. Der glückliche Vater und die vor Freude strahlende Mutter fangen selbst an zu stammeln. Welche armfelige Bibliotheksseele, welcher hölzerner Kanzleikopf wollte es ihnen verargen? Wenn sich die Lebenskräfte und Spezialitäten mehr und mehr entwickeln, so bilden sich Gruppen und Krotten, die aber durchaus nicht reptilisch abschreckend, sondern zum Erdrücken lieb sind. Es ist, als wenn man mit diesen Ausdrücken

sagen wollte, daß das Elternglück eine Allverjöhnung mit jeder Kreatur ausdrückt, die Gott erschaffen. Es folgen Gali und Gagle, Raigel, Ferdibus und Sidon. Mancher bildet sich zu einem Dildap aus. Der Wunderfisz zielt die Mädchen-, der Dotfch die Knabenwelt. Der Affedigel war früher nur in den besseren Familien daheim, wo man sich von Patfchuli nährte, heutzutage wird er in der ordinärsten Manfarde getroffen und bemerkt im Theater mit vornehmem Nasenrumpfen, der Fidelio sei nicht halb so fidel, als man erwartet habe. Dudle und Somerkräge gehören in das nicht starke Geschlecht, wiewohl es auch in manchen Behörden Staatsdudlen giebt, die ihresgleichen suchen. In der Mandfchurei natürlich! Mancher kommt nicht ins Militär, weil er ein Tschienki ist, mancher kann als Motfchkopf im Geschäftsleben nicht gedeihen. Der Narebaschi hat meistens das Nachsehen, wenn es sich um gute Stellen, das Zankfise, wenn es sich um eine Brauttschaft handelt. Eine spätere Altersstufe vertritt der Kimniipalter und der Keiminitdrum. Teigaffen giebt es nicht nur bei uns, denn auch Frikz Keutter redet von Deigapen, die in seinem Vaterlande gedeihen. Harmloser Natur ist noch das ungeschickte Dribai und das Ritterelfi, ein Mädchen, das des Lachens nicht mehr Herr wird; dagegen ist die Pflute schon um ein paar Nummern langweiliger, ebenso der Sidon, der im Kreise schöner Mädchen dahockt, als säße er beim Haarschneider. Nicht minder ist der Dunti zu bedauern, ein beschränkter Kopf, den seiner Langweiligkeit wegen seine Freunde sogar meiden, der dafür stupid mit seinem Bobbi vors Spalenthor trabt und ihm ordentlich nachschaut, ob er keinen Kellerladen vergessen. Die Suribel sind noch nicht ganz ausgestorben, Leute, die zornig werden, wenn sie niemand zornig macht, an denen sie ihren Zorn auslassen können; Leute, die es ärgert, daß die Karpfen nicht singen und die Finken nicht schweigen können. Ein Langwuhz ist im geselligen Leben eine Art Hippopotamus, dem nichts besser an=

steht, als wenn ihm eine Schnäderente zur Seite geht, eine, die ein Mundstück hat, daß sie von Basel bis Oberdiegten nur zweimal Atem holen muß. Was in der lustigen Kindheit eine Käseballe ist, wird im späteren Alter zum Käf, Ribise und Zankise. Ungestüm dreinfahrende Mädchen nennen wir Schutzgattere, Männer, die vernachlässigt und ohne Lebenskraft einhergehen, Schlampuri, der mit dem Strumpfloki als Geschwisterkind zu betrachten ist. Wer nichts mutig anzufassen weiß, ist ein Babbedipfi, wer bei jeder Kleinigkeit in Klagen ausbricht, eine Zomerkräge. Sirmel und Walchi sind flegelhaft plumpe Gesellen, die durch Rohheit und Unverstand erreichen, was das Gigerl, das den Stecken unterm Arm trägt, seiner Dummheit und Eitelkeit verdankt. Das Bauernfünfi darf nicht totgeschwiegen werden. Noch viel weniger die Saugotte, z. B. eine Kellnerin, die mit dem Daumen die Sauce vom Plattenrand in die Mitte streicht, oder ein Frauenzimmer, das an der Table d'hôte die benützten Zahnstocher wieder ins Becherchen stellt. Buberolli und Maitlirolli sind leicht zu erklären. Der Zisigucker hört das Gras wachsen, ist siebenmal gecheiter als andere Leute, bringt es aber meistens nur in Kleinigkeiten weit, da ihm für das Große der weitere Blick fehlt. Einem menschlichen Megatherium ist das Ungschuf zu vergleichen, ein Geschöpf, dem alle geselligen Eigenschaften abgehen. Das Wort Bierludi stammt noch aus der Zeit, wo das Biertrinken noch etwas Neues war, fast nur von deutschen Handwerksburschen getrieben wurde, zu deren Frommen und Gedeihen denn auch unten am Leonhardsberg eine durch halb Europa berühmte Akademie entstand. Selbst die Verwandtschaft stellte ein Kontingent von Basler Spezialitäten, es seien nur Briggem und Gschwei genannt. Eigentliche ehrenrührige Schimpfwörter für Weibspersonen waren: Muster, Moor, Gure, Luentze (letzteres sogar amtlich gebraucht, 1676: Krägen- und Schleifsteinhändler, Roß- und Kälberarzt, Zeigeiner, Heiden und Schwarzhuben mit ihren bei sich habenden Luentzen).

Wenn aber je einmal eine Gesellschaft — dem Quodlibet stünde es am ehesten zu — etwa zur Fastnacht eine Arche Noah all dieser Basler Typen veranstalten wollte, so müßten unbestritten bei der Preisbewerbung der Paare zweien der Ehrenkranz zuerkannt werden, dem Dubel und dem Fegnest, denn diese beiden sind von Lällenkönigs Hofstaat unzertrennlich, so personifiziert mit dem Genius Basels, daß eine Baslerin eifersüchtig würde, wenn sich eine Winterthurerin einbildete, sie sei ein ärgeres Fegnest, und der Dubel ist ein so aristokratischer, nur den „bessern“ Ständen angehörender Begriff, daß man wie bei edlen Pferden von einem halben Dubel und einem rechten Dubel oder Vollblutdubel redet. Der Dubel hat zwar allershand eigentümliches in seinen Manieren und in seiner Weltanschauung, nichts destoweniger kann er es zu Ehr und Amt und zu einer schönen Frau bringen, dabei ein Vermögen zusammenererben, daß ihn zwei Pferde per Landauer transportieren müssen. Das Reiten läßt er aber eher bleiben, sonst sägt er an den Zügeln herum, daß sich das Pferd genieren muß. Das Fegnest wäre am glücklichsten, wenn wir alle Tage Samstag hätten, es behandelt das ganze Haus auf hydrotherapeutischem Wege, indem es Zimmer, Treppen und Gänge überschwemmt, selbst wenn draußen ein Wetter ist, daß man keinen Hund hinaus schicken sollte, es macht dem Manne die Existenz zum Fegfeuer, denn aufs Sopha darf er nicht sitzen, auf dem Teppich nicht stehen; im Konzert ist es ihm nirgends wohl, einmal die Bassgeige zu nah, das andere Mal die erste Violine zu fern; alle Halbjahr wird eine andere Zeitung abonniert und alle Quartal eine andere Magd in Dienst genommen. Es ist aber nicht gesagt, daß nicht auch Männer sich in der Rolle des Fegnestes eingelebt haben, was man dann pompös als Strebertum zu bezeichnen pflegt. Doch sei nun diese Revue der Auserwählten im Lande Basel nicht geschlossen ohne die Bemerkung, daß ein Basler trotz alledem kein Haar schlechter oder mehr zu Abnormi-

täten geneigt sei als irgend eine andere städtische Einwohnerschaft, im Gegenteil, wir wollen lieber — denn *variatio delectat* — ein Paradiesgärtlein voll Charakterköpfe sein, wenn sie auch in der Federzeichnung etwas kurios ausfallen, als eine Nation von Normalmenschen, die einem Psychiater als Phantom dienen; ein Normalmensch ist der schrecklichste der Schrecken, selbst wenn er eine blizblaue Uniform trüge. Also schließen wir mit dem alten Basler Scheidewort vom Leser: „Lebe Sie wohl und zirne Sie nit.“

